

Barbara Bansi (1777-1863)

Autor(en): **Morf-Tanner, Marta**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **5 (1963)**

PDF erstellt am: **23.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-972323>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zustellen und zweckentsprechend zu erweitern. Dann aber folgte — Schritt auf Schritt — die Aufstellung einer neuen Papiermaschine mit all den zugehörigen Zusatzmaschinen. Die seit der Gründung zum Betrieb gehörende Maschinenfabrik mit Gießerei absorbierte wertvolle Kräfte des gesamten Unternehmens, bis es 1905 gelang, diese Abteilung zu verkaufen und vom Papierfabrikbetrieb unabhängig zu machen. Grundlegende Erneuerung erfuhr das Unternehmen 1901 durch die Erstellung einer elektrischen Zentrale, wodurch eine sukzessive Eliminierung der total veralteten Antriebe und Transmissionen und die elektrische Beleuchtung ermöglicht worden ist. Das Jahr 1912 gilt in der Geschichte von Landquart als ausgesprochenes Baujahr im Zeichen ständigen Fortschrittes und grundlegender Neugestaltung. So folgte die Aufstellung einer neuen größeren Papiermaschine, der Ersatz der ursprünglichen alten Maschine aus England durch eine Pergamentpapiermaschine (die einzige Maschine in der Schweiz, mit welcher Rohpapier in Echtpergamentpapier verwandelt werden kann). Alle diese Neuerungen riefen einer vermehrten Zuführung von elektrischer Kraft, welche durch den Anschluß an das damalige Kraftwerk Klosters vermittelt werden konnte. Auch die vorhandenen Räumlichkeiten genügten nicht mehr, um die sich ständig vergrößernde Produktion weiter zu verarbeiten. Man erwarb eine größere Hotelbaute in Ragaz für die Ausrüstung feiner Papiersorten, und erst als moderne Großbauten in Landquart erstellt wurden, konnte der Gesamtbetrieb wieder vereinigt werden.

Die beiden Weltkriege zeitigten ihre üblichen Begleiterscheinungen in hohem Maße auch in Landquart. Hochbrandende Konjunktur wechselte mit entsprechend scharf einsetzender Baisse ab. Sorgen bereitete damals der Ersatz der für die zur Wärmebeschaffung erforderlichen zirka 10 Tonnen Steinkohle pro Tag. Dafür einsetzende Abholzgewinnung in abgelegensten, ungenutzten Bergwäldungen zeitigte Unkosten, welche nur in Kauf genommen werden konnten im Hinblick auf die gefürchtete Stilllegung des Betriebes. Und eine Ausbeutung des alten Torffeldes in Davos ergab Ärger und Verluste am laufenden Band. Kostspielige Einrichtungen für Wiederge-

winnung der Abwärme mußten nach Eintritt normaler Verhältnisse als unwirtschaftlich abgegeben werden.

Am 9. September 1938 ist die Fabrik durch einen gewaltigen Brand heimgesucht worden, welcher den ganzen Betrieb während vierzehn Tagen stilllegte. Alt Direktor Scherrer mußte diese Störung nicht mehr erleben. Eine längere Krankheit hatte am 20. September 1935 dieses erfolgreiche Leben ausgelöscht. Die Sorge um den Wiederaufbau und die Weiterentwicklung lag fortan seinen beiden Söhnen ob, von denen der ältere jedoch nach kaum achtjähriger erfolgreicher Tätigkeit starb und durch den heutigen kaufmännischen Leiter A. Mäder ersetzt wurde.

Nun ergab sich eine Periode ruhiger, aber ständig vorwärts strebender Entwicklung. Die sich überstürzenden Neuerungen und Erfindungen im Papierfach fanden in Landquart immer wieder Eingang und werden der Verbesserung der täglich etwa 40 Tonnen betragenden Produktion dienstbar ge-

macht. Wohnbauten und soziale Einrichtungen schaffen immer angenehmere Beziehungen zwischen Belegschaft (gegen 400 Frauen und Männer) und Fabrikleitung. Zurzeit erfährt das Unternehmen eine ganz bedeutende Vergrößerung durch die Aufstellung einer weiteren Papiermaschine; der für diese Anlage erforderliche mächtige Neubau mit seiner Gesamtlänge von über 250 m ergibt ein völlig verändertes Bild der alten Papierfabrik Landquart.

Das fruchtbare, weite Churer Rheintal erlebt heute durch ständige Gründungen und den Ausbau von industriellen Anlagen einen erfreulichen Aufschwung, welcher in der Zeit allgemeinen Fortschrittes bessere Lebensbedingungen und Wohlstand zu bringen vermag. Die «Papierfabrik Landquart» als älteste dieser Unternehmungen mußte — ihre Anfänge miteingerechnet — hundert Jahre harten Kampfes und Ringens durchmachen, um dieser allgemeinen Prosperität teilhaftig werden zu können.

Zum 100. Todestag der bedeutenden Bündner Malerin

Barbara Bansi (1777 - 1863)

Von Marta Morf-Tanner

«Dem Bischof von Chur werde ich mit Fleiß eine hl. Jungfrau malen und Herrn v. Salis-Seewis eine Venus. In diesen zwei ganz verschiedenen Arten von Gesichtern, Ausdruck und Manier wirst Du meine Studien nach Raffael erkennen; denn so schwer es ist, eine hl. Jungfrau in ihrer ganzen bescheidenen Majestät vorzustellen, so schwer ist es auch, eine Venus nackt und dennoch in ehrbarer Schönheit zu malen. Ich werde diese zwei Stücke mit Fleiß in einem kleinen Format malen.» Dies schrieb Barbara Bansi am 21. Juni 1809 aus Florenz ihrem Vater.

Am 27. Mai 1963 jährt sich zum 100. Male der Todestag Barbara Bansi. Wer war diese Künstlerin, die heute beinahe vergessen ist und deren Werke mit einer kleinen Ausnahme unbekannt sind?

Man schrieb das Jahr 1777. An einem späten Oktobertag wurde dem Bündner Prädikanten Heinrich Bansi in Fläsch und seiner Frau Ursina, geborenen Lorsa, das erste der acht Kinder in die Wiege gelegt und auf den Namen Babette getauft. Der ehrgeizige und phantasievolle Vater ahnte wohl kaum, daß dieses bald Eltern und Geschwister verlassen würde, um in Zürich und später in Paris in einem Haus von Glanz und Luxus aufzuwachsen. Heinrich Bansi lernte den reichen Baumwolltuch-Kaufmann Johann Caspar Schweizer während einer Trinkkur in St. Moritz kennen. Es entstand in der Folge eine enge Freundschaft zwischen den beiden Männern. Bansi reiste oft und gern nach Zürich, um Schweizer in seinem vornehmen Haus am Hirschengraben zu besuchen, wo er bedeutende Männer Zürichs



Porträt des Malers
Philipp Hackert,
gemalt von Barbara Bansi
1803 in Florenz

kennenlernte. Das Schweizersche Haus war der Mittelpunkt einer auserlesenen Gesellschaft, wo sich Persönlichkeiten wie Lavater, Pestalozzi, der berühmte Arzt Dr. Hotze, die Maler Füebli und Tischbein sowie viele andere trafen. Mit dem florierenden Baumwolltuchgeschäft seines verstorbenen Vaters befaßte sich J. C. Schweizer nicht ernsthaft; denn treue und zuverlässige Angestellte sorgten für eine gewinnbringende Abwicklung der Geschäfte, so daß er im Geld schwimmen konnte.

Schweizer hatte hochfahrende, weltverbessernde Ideen; zudem war er ein feuriger Redner und unterhaltsamer Gesellschafter, doch verfügte er nicht über einen starken Willen und hatte auch nicht die nötige Ausdauer, um seine Pläne zu verwirklichen. Ganz dem Zuge der Zeit entsprechend, studierte er pädagogische Schriften und hätte gerne die daraus gewonnenen Konklusionen an einem eigenen Kinde angewandt. Auch seine Gattin, Magdalena Schweizer-Heß, sehnte sich nach einem Erben; da ihnen jedoch Kinder versagt blieben, entschlossen sie sich, ein solches an Kindes Statt anzunehmen. Der Fläscher Pfarrer Heinrich Bansi war gerne bereit, dem Freundespaar seine älteste Tochter, die sechsjährige Babette, anzuvertrauen.

Das Kind wurde mit Begeisterung aufgenommen, und es fühlte sich bei seinen Adoptiveltern rasch heimisch. Zeitgenossen schilderten Babette äußerlich als ein eher häßliches Wesen, das Gesichtchen voller Sommersprossen, mit blitzenden schwarzen Augen über dem Stumpfnäschen; doch fand es bei den Mitmenschen Gefallen durch seine lebhaft, schmiegsame und flinke Art. Neben den Elementarfächern erhielt Babette auch Unterricht im Zeichnen, da insbesondere ihr Pflegevater in ihr ein Talent für die bildende Kunst entdeckt zu haben glaubte. Als das Ehepaar 1786 nach Paris übersiedelte, wo vielversprechende finanzielle Operationen in Aussicht standen, bot sich für Babette die Gelegenheit, dort bei großen Meistern ihre künstlerische Ausbildung zu erhalten.

Sie war zuerst Schülerin der Maler Westier und Gérard und besuchte später die Akademie von Professor Suvée. Regelmäßig suchte sie den Louvre auf, um sich, wie es Kunstjünger zu tun pflegten, von den großen Vorbildern inspirieren zu lassen. Im Alter von 21 Jahren war sie erstmals mit ihren Werken an einer Kunstausstellung im «Salon du Musée» in Paris vertreten. Diese Weltstadt wirkte sich in verschiedenen Be-

ziehungen auch nachteilig für die junge Malerin aus. Es war eine Zeit, in welcher sich ein unbeschwerter Lebensgenuß in graziöser Galanterie und geistreicher Frivolität äußerte. Barbara, wie sie sich nun nannte, stürzte sich oft mit bacchantischer Lust in galante Abenteuer, und als die biederen Adoptiveltern einschreiten wollten, verbat sie sich eine Einmischung in ihr privates Leben. Zweifellos lag die Schuld auch bei ihnen, da sie als Erzieher versagt hatten. Das gegenseitige Verhältnis trübte sich zusehends, um so mehr als Schweizer nach und nach Hab und Gut verlor und dem finanziellen Ruin entgegenging.

Im Jahre 1802 verließ Barbara Bansi Paris, um sich nach Italien zu begeben. Ein Jahr später porträtierte sie in Florenz den deutschen Maler und Freund Goethes, Philipp Hackert. Dieses Bild befindet sich heute in Kölner Privatbesitz. Sodann wandte sie sich nach Rom, wo sie bei Professor Suvée wohnte und in den Museen vor allem die Kunst Raffaels studierte. Es entstanden treffliche Kopien nach den alten Meistern. Wie früher Goethe, wurde auch sie in die Accademia degli arcadi aufgenommen. Sie hatte Gelegenheit, die Mutter Napoleons, Lätitia Bonaparte, auf Reisen und in die Bäder von Ischia zu begleiten. In Neapel erhielt sie den Auftrag, die Königsfamilie Murat zu porträtieren.

Barbara Bansi war bereits in den ersten Jahren ihres Italienaufenthaltes zum katholischen Glauben übergetreten. Im Jahre 1808 verheiratete sie sich in Florenz mit dem fast dreißig Jahre älteren Chirurgen Lorenzo Nannoni, der jedoch bereits 1812 starb, während seine Frau bei ihren ursprünglichen Eltern, die beide Engadiner waren, in Silvaplana weilte. Barbara soll von hier aus Bilder an eine Kunstausstellung in Zürich gesandt haben.

Im Jahre 1814 kehrte sie endgültig nach Paris zurück, wo sie während acht Jahren «Dame de première classe» und Zeichenlehrerin im königlichen Erziehungshaus adeliger Mädchen in St-Denis war. Später anvertraute man ihr das Lehramt für Zeichnen und Malen am Erziehungsinstitut St-Clothilde in Paris, wo sie vierzig Jahre verblieb und im hohen Alter von

86 Jahren am 27. Mai 1863 verschied. Sie fand ihre letzte Ruhestätte auf dem Friedhofe Père Lachaise.

Es ist ein großes Verdienst des Ingres-Forschers Dr. Hans Naef in Zürich, daß er eine Zeichnung dieses großen Meisters als das Bildnis der

Barbara Bansi identifizieren konnte. Nach seinen Angaben muß dieses zwischen 1797 und 1800 in Paris entstanden sein. Diese Zeichnung ist letztes Jahr durch letztwillige Verfügung in den Besitz des Louvre in Paris übergegangen.

und Böden, im größten Teil des Nationalparkes an die Oberfläche treten. Kieselhaltiges, saures Gestein tritt als Verrukano und etwas Buntsandstein nur an wenigen Orten, so z. B. am Munt la Schèra, zutage.

Für das Aussehen der Landschaft besonders typisch sind außer den steilen Dolomitgipfeln mit ihren skurrilen Verwitterungsformen auch die ausgedehnten Schutthalden. An mehreren Hängen fließen eigentliche Blockströme zu Tal, so im Val Sassa, Val Tantermozza und im Val del Aqua. Sie gehören bei uns zu den großen Seltenheiten im geologischen Geschehen und werden deshalb ganz besonders aufmerksam beobachtet. Weil auf ihrem Grunde stellenweise Toteis und Schlamm gefunden wurden, nimmt man an, daß sie entstanden, als die kleinen Talgletscher langsam abschmolzen. Die Schmelz- und Sickerwasser und der Schlamm, der als Gleitbrei wirkt, setzen die Reibung zeitweise so stark herab, daß die Schwerkraft die Blockmassen in Bewegung zu bringen vermag. Sie fließen bis zu einem Meter pro Jahr talwärts, und zwar rückt abwechselungsweise die linke und dann die rechte Seite mehr vor. Am stärksten aber verläuft die Bewegung wie bei einem Fluß oder Gletscher in der Mittellinie. Außer den Blockströmen sind die am Munt la Schèra und am Munt Chavagls in Höhen zwischen 2400 und 2500 m zu beobachtenden Erdströme von 30 bis 60 m Länge und 10–20 m Breite besonders erwähnenswerte Erscheinungen. Sie strahlen von schuttreichen Regionen aus und überdecken die tiefer liegenden Hänge. Ihre Randpartien sind durch die angesiedelte Vegetation gekennzeichnet, die wurzelnahen Teile aber nahezu vegetationsfrei. Häufig sind mehrere Fließschichten übereinander gelagert. Die zum Stillstand gekommenen Erdströme können nach schneereichen Wintern bei rascher Schneeschmelze oder lang andauerndem Regenwetter erneut in Bewegung geraten.

Auswirkungen der letzten großen Vergletscherung sind namentlich in der Gegend um Il Fuorn erkannt worden. Dort besteht ein eigentlicher Glazialtrog, in den der Fuornbach sich wieder tief eingegraben hat. Die Schlifffgrenze sieht man in 2500 bis 2600 m Höhe.

Die Gipfel der Unterengadiner Dolomiten (Piz Quaternals, Piz Pisoc, Piz

50 Jahre Nationalpark

Nationalparkforschung

Von P. Müller-Schneider

Als im Jahre 1914 der Schweizerische Nationalpark gegründet wurde, waren sich die beteiligten Naturforscher bewußt, daß damit ein großes Naturexperiment seinen Anfang nahm. Das Gebiet war bis dahin nichts weniger als unberührt geblieben; denn insbesondere die Köhler, Bauern, Jäger und später auch die Förster hatten seine Natur im Laufe der Jahrhunderte stark verändert. Nun aber wurde diesen Eingriffen, dem Schlagen der Wälder, dem Schaffen von Weiden, dem Jagen usw. auf Jahrzehnte hinaus Einhalt geboten, und es war anzunehmen, daß die ursprüngliche Lebensgemeinschaft sich allmählich wieder einstellen werde. Wie wird dieser Vorgang sich vollziehen, und wird man sich vielleicht auch mit unerfreulichen Entwicklungen abfinden müssen? Dies u. a. waren Fragen, die sich aufdrängten und die Naturforscher veranlaßten, sich die seltene Gelegenheit, vom Menschen kaum beeinflußte Natur zu beobachten und untersuchen zu können, nicht entgehen zu lassen.

Die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft übernahm deshalb freudig diese große Aufgabe und übertrug sie der 1915 speziell hierfür gegründeten Wissenschaftlichen Nationalparkkommission, die sich aus Gelehrten verschiedener naturwissenschaftlicher Wissensgebiete zusammensetzt. Sie stellt nicht nur das Forschungsprogramm auf, sondern sucht sich auch unter den schweizerischen Naturforschern die notwendigen Mitarbeiter aus.

Damit die Parkforscher ungehindert arbeiten können, erhalten sie jedes

Jahr einen Ausweis, der sie ermächtigt, das ganze Gebiet nach Belieben zu begehen, während die Touristen sich an die markierten Wege halten müssen. Sie haben auch die dem Nationalpark angrenzenden Gebiete in ihre Untersuchungen einbezogen, um deren Einfluß auf das eigentliche Parkgebiet erkennen zu können. Jedes Jahr besuchen etwa zwanzig Forscher das Gebiet. Sie arbeiteten z. B. im Jahre 1961 insgesamt während 180 Tagen im Feld. Dazu kamen viele Tage angestrengter Arbeit zu Hause oder im Laboratorium. Jeder Forscher ist verpflichtet, seine Untersuchungsergebnisse in der Schriftenreihe «Ergebnisse der wissenschaftlichen Untersuchungen im Schweizerischen Nationalpark» zu veröffentlichen und eventuell gesammeltes Material dem Nationalparkmuseum in Chur abzugeben. Bis heute sind 50 Veröffentlichungen, die insgesamt mehrere tausend Druckseiten umfassen, erschienen, und mehrere Arbeiten stehen vor dem Abschluß.

*

Es erwies sich als notwendig, zunächst die Gesteine und Böden sowie das Allgemeinklima näher zu untersuchen und all die vielen Arten von Lebewesen, die das Gebiet und seine Umgebung besiedeln, zu registrieren. Diese für die weitere Forschung grundlegenden Arbeiten, die große Spezialkenntnisse erfordern, sind schon weit fortgeschritten, obwohl anfänglich nur kärgliche Mittel hierfür vorhanden waren.

Die Geologen haben festgestellt, daß kalkhaltige, d. h. basische Gesteine